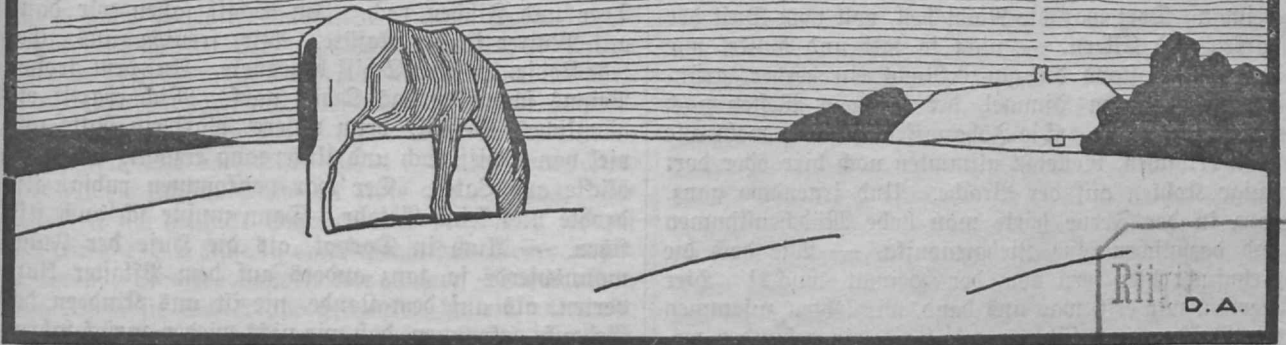


Koita 1927-28

# Herzflammen 1929



Riga D.A.

Baltisches Haus- und Jugendblatt. B. 5988

Bezugspreis: Vierteljährl.: 0,50 Kronen, Aus-  
land 0,60 Kr., Deutschland 0,70 Rmk., Lettland 0,80 Lat.  
Anzeigenpreis: für 1 mm der Anzeigenspalte  
3 Ct. (Ausland 0,05 Rmk.; Lettland 0,04 Lat.)  
Schriftleitung: Reval, Dom, Gerchistsfr. 6.  
Geschäftsstelle: Revaler Bote, Reval, Raderstr. 12.

Erscheint  
einmal monatlich.

Einzelnummer 20 Cents.  
Manuskripte, die für die Schriftleitung bestimmt sind,  
dürfen nur auf einer Seite des Blattes beschrieben sein.  
Name und Adresse des Verfassers sind anzugeben.  
Die Schriftleitung behält sich das Recht vor, Kürzungen  
und Änderungen vorzunehmen. Einsendungen ohne An-  
gabe von Honorarbedingungen gelten als honorarfrei.

Nr. 1

Reval, 18. Januar 1929

6. Jahrgang

Was die Schickung schiebt, ertrage!  
Wer ausharret, wird gekrönt.

Herder.

## An unsere Leser.

Im 6. Jahrgange können die „Herzflammen“ lei-  
der nicht mehr in dem bisherigen Umfang erscheinen.  
Als wir uns vor einem Jahr entschlossen, den Umfang  
zu verdoppeln, hofften wir, die dadurch entstehenden,  
recht bedeutenden Mehrkosten wenigstens zu einem er-  
heblichen Teil durch eine größere Anzahl von Einzel-  
abonnements wettzumachen. Die Anzahl der Abon-  
nenten ist zwar gestiegen, aber nicht in dem erhofften  
Maße. Daher müssen wir uns wieder mit dem frühe-

ren Umfange begnügen, d. h. die einzelnen Hefte wer-  
den ihren Umfang behalten, aber nur einmal im  
Monat erscheinen. Der dadurch bedingte, herab-  
gesetzte Bezugspreis ist am Kopf des Blattes zu ersehen.  
Wir danken allen unseren Mitarbeitern herzlich für  
ihre Arbeit und hoffen, daß sie uns auch im neuen  
Jahre helfen werden, unsere Aufgabe weiter zu er-  
füllen.

Die Schriftleitung.

## Unsere Erde.

Von Wolfgang von Sivers.

Die Johannisnacht lag dunkel und schwer über Würt-  
temberg. Das Sonnwendfeuer, das die Studenten am  
Bismarckdenkmal angezündet hatten, war längst erlo-  
schen. Ich legte Kolleghefte und Zeichenstift beiseite,  
nahm meinen Mantel und trat ins Freie. Die Mühle  
der Nacht legte sich erfrischend um Stirn und Augen,  
die vom Arbeiten brannten. Lautropfen, die ich im  
Vorübergehen von den Büschen streifte, wirkten wie  
ein wohlthuendes Bad. Ich ging die dunkle Allee ent-  
lang. Auf einer Bank saß eifrig flüsternd ein Liebes-

paar, sonst kein Mensch zu sehen. Nun bog ich in ein  
kleines „Gäßle“ ein und klopfte an das Fenster meines  
Landsmannes, das noch erleuchtet war. Er öffnete,  
reichte mir die Schlüssel und sagte leise: „Komm her-  
ein.“ Dann stand ich in seinem Zimmer. Schriften  
und Foliobogen auf dem Tisch — daneben eine Kaffee-  
tasse und Brotreste, und über allem — das helle kalte  
Licht der Gaslampe. Er ergriff seinen Stock, löschte  
das Licht und schloß dann leise hinter uns die Tür.  
Wir stiegen auf die Höhen, welche die Stadt umgaben,

Dort, zwischen Walbrand und Obstgärten, setzten wir uns in's hohe Gras. Kaum ein Wort hatten wir gewechselt, und doch wußte einer vom andern, wo seine Gedanken eben weilten. Wir dachten beide an unsere Heimat. Dort war die Nacht hell, voll vom Duft der Birken und Ellern, — nicht so satt und dunkel wie hier. Dort stand die ganze Nacht ein herber, grünlicher Schein am Himmel, der sich von Westen nach Osten hinüberzog. Die Johannisfeuer waren wohl alle schon erloschen, vielleicht glimmten noch hier oder dort einige Kohlen auf der Brache. Und irgendwo ganz, ganz in der Ferne hörte man hohe Mädchenstimmen und dazwischen eine Ziehharmonika. — Wie doch die Sehnsucht hier fern von der Heimat wuchs! Hier merkten wir erst, was uns band, wir lebten zusammen wie Brüder, und fühlten, wie stark wir gebunden waren. — Wenn wir irgendwo zusammen die Sonne zwischen den Buchenstämmen verschwinden sahen oder sonst etwas Schönes erlebten, dann sagte vielleicht einer: „Weinache, wie zu Hause.“ Es war dann, als ob eine weiche Hand über uns alle dahinstrich. Wir lagen im Grase, unter uns die Stadt mit ihren Lichtern. Es war dunkel und still. Zuweilen hörte man ein Auto brummend die Chaussee heraufkommen. Da richtete sich mein Kamerad auf: „Höre Wolf, ich weiß nicht, ob ich mich zu Hause noch einleben werde. Ich bin schon so lange hier, und dort ist alles anders geworden in dieser Zeit.“ — Dann schwieg er. —

— Ja, es war vieles anders geworden bei uns. Sonderbar, oft hatte ich schon in der Johannisnacht einsam über das verflossene Jahr nachgedacht, und heute erst war mir dieser Gedanke aufgetaucht. —

— Ja, als ich noch ganz klein war, da war mir unser Gut was Selbstverständliches gewesen. Nie hatte ich daran gedacht, daß ich einmal fort müßte. Aus dieser Zeit habe ich einzelne Bilder im Gedächtnis. Einzelne, ohne Zusammenhang, wie herausgeschnittene Photographien aus einem Album. Aber sehr klar und deutlich. — Ich weiß noch, wie ich in der Küche mit der Wirtin und den andern Leuten Eier färbte. Meine Mutter hatte eine große blau und weiß gestreifte Schürze um und war sehr lustig. Wir blickten aus dem Fenster und sahen einen Storch auf den überschwemmten Flußwiesen spazieren. . . Dann weiß ich, wie ich mit meiner Schwester im Saal auf dem Tischfell spielte. Sie konnte noch nicht gehen, aber sie kroch. Keine Box aus Tischen oder Stühlen, mochte sie auch noch so dicht und raffiniert gebaut sein, konnte sie halten. Überall kroch sie durch. Wenn Schwesterchen schlafen sollte, so nahm die Kinderwärterin sie in die Arme und setzte sich vor das Saalfenster. Dann konnte sie die große Fichte vor dem Hause sehen. Ihre Nester schaukelten im Winde langsam auf und ab, — und Schwesterchen schlief dann ein. — Auf der anderen Seite des Hauses war die Futterstelle der Fasanen. Ich weiß noch ganz genau, wie ein Uhu einen am helllichten Tage schlug. Darauf stellte Michel, der Diener, ein Eisen aus. Am nächsten Tage brachten sie die große Gule, lebendig, aber mit einem gebrochenen Ständer. Sie hatte so schöne goldgelbe Augen und tat uns so leid. — Und die erste Fahrt nach Dorpat, wie war die aufregend! Wir mußten zuerst mit

Pferden zum Peipus. — So früh am Morgen waren wir Kinder noch nie aufgestanden. Das war hochinteressant. Dann wurden wir mit dem Boot zum Schiff gebracht. Noch heute weiß ich, wie es so eigen nach Meer und Fischen roch. Im Schiff saßen wir dann mit Mutter in der Kajüte. Wir freuten uns über jede Lodje, die dem Schiff begegnete. Auf dem großen Peipus schaukelte das Schiff stark. Mich ergriff ein bängliches Gefühl, denn unsere Wärterin hatte uns viel von Schiffbruch und Untergang erzählt. Doch ich blickte auf Vater. Der war vollkommen ruhig, also drohte uns keine Gefahr. Dann mußte ich auch still sitzen. — Auch in Dorpat, als die Hufe der Fuhrmannspferde so ganz anders auf dem Pflaster klapperten, als auf dem Lande, nie ist uns Kindern der Gedanke gekommen, daß wir nicht wieder zurück fahren würden. Wenn das Schuljahr zu Ende war, zog man eben wieder auf's Land.

— Es war in der Kriegszeit. An einem Herbstabend saßen wir mit unserer Mutter am Fenster. Der Mond stand rot und voll über dem Pferdestall. Über den Rasenplatz vor dem Hause hoppelte ein Gase. Wir fragten unsere Mutter, wann wir denn nächstes Jahr wiederkommen würden. Sie sagte nichts, küßte uns, und weinte. Und wir weinten auch, denn wir hatten diese Antwort verstanden. Am Abend, bevor wir wegfuhrten, gingen wir durch den Park. Der Mond zeichnete eine silberne Straße über den Fluß. Und ein Käuzchen strich von der großen Fichte vor dem Hause ab, flog lautlos über den Rasenplatz und rief dann hinten im Park: „Kui it, komm mit, komm mit, huu, huhuhuu.“ Damals nahmen wir Abschied und sagten auf Wiedersehen. Diesmal kamen wir auch wieder. Dann folgten schlimme Jahre. An den Winter 1918/19 erinnere ich mich deutlich. Die deutschen Truppen waren aus Dorpat abgezogen. Mangelnde Erwartung und Spannung lag auf allen Gesichtern. Einen Tag vor Weihnachten erschien ein Kommissar vor unserem Hause. Er forderte uns auf, das Haus binnen 6 Stunden zu räumen, da das Volkstribunal hier einziehen würde. Nun begann ein fieberhaftes Packen und Dramen. Wir brachten die meisten Sachen in eine Mansardenwohnung des gegenüberliegenden Hauses. Kleider und Geschirr, Vorräte und Gebrauchsgegenstände wurden in Wäschekörbe geworfen und hinübergetragen. Am Abend war ich so müde, daß ich an nichts mehr dachte. Alles war mir gleichgültig. Ich arbeitete weiter, mechanisch füllte ich Körbe und Kisten, doch es kam mir wie ein müßiger Traum vor. Mein Vater, der alt und gebrechlich war, ging in die Klinik. Oft haben wir ihn besucht, doch daß jedes Mal das Letzte sein konnte, ist uns Kindern nie zum Bewußtsein gekommen. Für uns war diese Zeit eher interessant als grauenvoll. Nur der Weihnachtsabend war trübe. Ohne Weihnachtsbaum, ohne Geschenke saßen wir in der muffigen, mit Koffern vollgefrachten Stube. Da erschien unser alter treuer Diener und brachte uns heimlich seinen eignen Weihnachtsbaum. Ein kleiner struppiger Baum, aber doch ein Weihnachtsbaum. Dieser Abend prägte sich mir tief ein. — Wir gewöhnten uns sehr rasch an die neuen Verhältnisse. Hier gab es doch so manches Schöne. Sinter

den Koffern konnte man herrlich Versteck spielen. — In der Nacht, wenn die Bolschewiken von ihren Haus-suchungen zurückkehrten, saßen wir am Fenster und drückten unsere Nasen an den Scheiben platt. Meist hörte man zuerst einen wüsten Lärm. Dann fuhrn mehrere Schlitten vor. Soldaten fluchten, Bajonette blinkten und Gefangene wurden ins Tribunal geführt. Unendliche Mengen von Lebensmitteln und Delikatessen schleppten die Roten an. Denn sie feierten in unserem Hause rauschende Feste. Einmal beobachtete ich, wie sie sich an Schweizer Käse gütlich taten. Sie schnitten sich zolldicke Scheiben und verzehrten sie auf der StraÙe, den Käse in einer Hand, das Messer in der anderen. Nachher fanden wir unsere Söbren-Lassen, aus denen sie Schokolade getrunken hatten. Beinahe die Hälfte der Lassen war mit dickem Schokoladenbrei gefüllt. Dann tauchte das Gerücht auf, daß einige Herren auf dem Eise erschossen worden seien. Die Haus-suchungen mehrten sich. Alle Bekannten, bei denen die Roten noch nicht gewesen waren, erwarteten sie jede Nacht. Das Quartier unter uns hatten sie durchstöbert, wir hatten das Poltern gehört, aber zu uns waren sie nicht gekommen. Als ich an einem Nachmittage nach Hause kam, lief mir meine Schwester aufgeregt entgegen. Ein Rotgardist hatte Mutter abgeholt, sie war drüben im Tribunal. Ein heißer Schreck schnürte mir die Kehle zu. Sie wurde wegen eines Pferdegeschirrs zur Verantwortung gezogen, das wir laut Befehl hätten abliefern müssen. Sie wurde in ihrem eignen Saal verhört, doch freigelassen. Wir atmeten auf, als Mutter wieder bei uns war. Am 13. Januar hörten wir leise rollenden Donner. Den nächsten Morgen klrirten die Scheiben vom Feuer des estnischen Panzerzuges. Dann fingen Maschinengewehre an zu tacken. Man sah fliehende Bolschewiken durch die Straßen laufen. Um Mittagszeit wurde es still. Wir spielten in unserer Schneeburg im Garten. Drei wild aussehende Rotgardisten drangen in's Nebenhaus, um zu plündern. Nachher wurden sie von einer Patrouille, die estnische Binden am Arm trug, abgeführt. Die Hauswächtersfrau hatte die Tür hinter ihnen in's Schloß geworfen, als die Roten sich in den Gemüskeller verirrt. Nocheinmal flackerte Gewehrfeuer auf, dann wurde es still. Die Nacht breitete sich über das befreite Dorpat. — Doch hinter allem stand wie ein dunkles, drohendes Gespenst — die Bluttat im Keller des Kredit-systems. —

— Der Winter berging; es wurde Frühling, und schließlich begannen die Ferien. — Ein Bauernwagen schlief durch die Sommernacht, bald ratternd im Hundetrab, bald quietschend und knackend im Schritt. In der Morgen-dämmerung leuchteten die roten Sandsteinufer des Woosflusses. Als die Sonne aufging, schritt ich auf eignem Boden hinter dem Wagen her. Ein herrliches und starkes Gefühl — auf eignem Grund und Boden. Doch wie lange noch? Damals ahnte ich zum ersten Mal, was kommen würde. Wir lebten nun mehrere Sommer Wand an Wand mit Ansiedlern. Wir drei, Mutter, Schwester und ich. Mein Vater war zu alt, um zu fahren. Er blieb in der Stadt. Mit den Ansiedlern, einem Bremner und einem Vieharzt, kamen wir gut aus. Wir Kinder sa-

ßen den ganzen Tag auf dem Fluß und angelten. Am Morgen, ehe die Sonne über den Wald herauslugte, wenn die Baumwipfel im roten Schein zu glühen begannen, weckte ich meine Schwester: „Steh' auf; die Sonne kommt. Nimm Du die Angeln, ich nehme die Ruder.“ Nach kurzer Zeit tappten zwei junge Menschenfinder mit schlaftrunkenen Augen den tauigen Weg hinunter zum Boot. — Nebelschwaden segten über das Wasser. Die Finger wurden klamm von der kalten Feuchtigkeit. Meine Schwester ruderte, ich hielt die Schleppangel. Von Zeit zu Zeit ruckte die Schnur, doch dann wurde sie tot und schwer. Ich zog sie ein, es waren Seerosen daran. Die Sonne kam. Der Nebel stieg. Wir ruderten einen engen Flußarm hinauf, dann kam eine tiefe Stelle. Die war spiegelblank und ruhig. Das Boot durchschnitt sie, wie flüssiges Blei. Plötzlich — ein Ruck an der Schnur, dann noch einer und noch einer. Meine Schwester hielt mit dem Rudern inne, und sah mich fragend an. Die Schnur wurde schlaff. „Abgegangen?“ fragte sie. Ich schüttelte stumm den Kopf. Denn die Schnur zitterte leise. Nun galt es den Fisch vorsichtig heranzuholen, bis man ihn mit der Hand greifen konnte. Er kam langsam an die Oberfläche. Es war ein riesiger Hecht. Ich kniete im Boot nieder und steckte die rechte Hand in's Wasser, um parat zu sein. Langsam zog die Linke die Angel ein. Da — ein Schlag — Aufspritzen des Wassers — der Hecht schoß in die Tiefe. Doch schnell genug hatte ich die Schnur losgelassen. Wieder zog ich ihn heran. Nun lag er still neben dem Boot. Meine Hand schob sich vorsichtig über seinen Kopf. — Ein rascher Griff — Furchtbares Schlagen und Spritzen, aber die Finger umspannten fest die Riemen. Nun ins Boot mit ihm. Und den Doldz zwischen die Augen. Der Hecht streckte sich, wie das Messer ihm in den Schädel drang, zuckte, ein Zittern lief durch seinen Körper. Dann lag er still. — Als wir um acht Uhr unser Boot an den Steg banden, lagen drei Hechte im Boot, zusammen elf Pfund. Wir spannten die Angelnschnüre auf dem Geländer der Veranda zum Trocknen aus, aßen und legten uns in die Sonne. Am Abend waren wir wieder draußen. Dann saßen wir mit der Handangel auf einer Flußbiegung, wo es tief war und das Unterwasser gurgelnd heraufkam. Dort köderten wir den Döbel oder große Weißfische mit gekochten Kartoffeln oder grünen Genschecken. Der Bug des Bootes lag im hohen Uferschilf, verankert in überhängenden Weidenzweigen. Unsere Augen folgten den Bewegungen des Schwimmers, der sich hell vom dunklen Untergrunde abhob. Die Strömung trieb ihn hin und her, denn der Röder wurde am Grunde des Flusses umhergerollt. Hier habe ich das heimliche Leben des Sumpf- und Wasserwildes kennengelernt. Bald hörte man das weiche: wutt, wutt, des Lüpffelhubns, dann führten die Enten ihre Zungen wie wollige Knäuel ins Freie. Auch den braunen, runden Kopf der Fischotter habe ich an solchen Tagen auftauchen sehn. Wenn der erschien, ruderten die Enten schnatternd und flügel-schlagend ins Schilf. Die großen Fische, von denen man sonst nichts merkt, stiegen an solchen warmen Abenden an die Oberfläche. Wir konnten die meisten Arten nach

der Art des Aufschlagens auf dem Wasser erkennen. Die Hechte hatte einen kurzen, scharfen Schlag. Die Barsche jagten zu mehreren mit starkem Geplätsch, während kleine Fische sich springend vor ihnen zu retten suchten. Von den Wiesen kam der Duft des gemähten Heus. Und am Felbrande schnarrte die Wachtel.

Dann zitterte wohl auf einmal der Schwimmer. Ich legte die Hände an die Angelrute. Nun zuckte der Körfen merklich, stand dann einen Augenblick bewegungslos und — verschwand. Ein Gegenruck, — der saß. Das Drillen begann. Anziehen und nachgeben, immer und immer wieder, bis der Fisch ermatet war. Herrlich sah ein mehrpündiger Döbel aus, wenn er silberglänzend mit brennend roten Bauchflossen und schwarzem Schwanz auf der Seite lag. Doch auch dann war äußerste Vorsicht geboten, da es ihm ein Kleines war, die Kopfhairschnur zu zerreißen. So ging es Tag für Tag. Wir hatten soviel Fische, daß wir sie gegen Weißbrot tauschten. Drei Sommer verbrachten wir so. Da bin ich fest mit Wasser und Schilf, mit Rohr und Ufergestrüpp verwachsen. Als wir dann nicht mehr auf unser Gut kommen konnten, und ich Sommerstellen nahm, da waren mir Fluß und Bucht der liebste Aufenthalt. War es nun Embach, Pale oder Pedja — die Seerosen blühten immer ebenso, Tüpfelhuhn und Märzente waren alte Bekannte. Ich durchwanderte unser Land und lernte es lieben. Herrliche, heimliche Winkel habe ich gesehen. Die Erinnerung an manche schöne Wanderung leuchtet noch eben. — Palmsonntag war es. Lachender blauer Himmel und strahlender Sonnenschein. Ich stieg in Laisholm aus der Bahn, um quer durch das Land in's Oberpahlensche zu gelangen, wo meine Schwester lebte. Noch war der Boden gefroren. Ein Fußpfad führte die Pedja entlang. Sie war stark geschwollen. Die Panküllschen Schleusen donnerten und rauschten. Am Ufer hatte sich in der Nacht eine dünne Eisdecke gebildet. Knirschend schoben sich treibende Schollen gegen diese. Das junge Eis knackte, hob und senkte sich über dem andrängenden Wasser, wie eine atmende Brust. Die Stömung gurgelte um die Finglinge, die aus dem Wasser ragten. Wo Steine unter der Oberfläche lagen, bildeten sich weiße Schaumkronen. Ich ging einen Winterweg durch den Wald. In allen Gräben glucksten und murmelten Schneewasser. An den Weiden schimmerten große silberne Käzchen. Als ich wieder auf die Felder hinauskam, war alles aufgetaut. Der Weg hatte sich in einen zähen, dicken Brei verwandelt. Ich mußte tüchtig stampfen, bis ich in Oberpahlen ankam. Dort stieg ich bei einem Studentkameraden ab. Wir saßen am Paleufer und ließen uns von der Sonne braten. Er erzählte Jagdgeschichten und Tierbeobachtungen, so daß ich recht sehnsüchtig wurde. Um Sonnenuntergang stieg ich auf den Schloßturn. Weil die Bäume noch unbelaubt waren, bot sich ein herrlicher Fernblick. Nach Osten die Lustiferischen Wälder und nach Westen ebenso ein dunkler Gürtel von Woijel bis Adaser. Meine Augen suchten das Gut, wo ich morgen sein wollte. Von dort hatte ich oft den Schloßturn leuchten gesehen. Und der spitze Turm der Kirche schaute bei jedem Wetter über das große Moor. Von

hier aber sah man nur einen hohen einzelnen Baum, am Horizonte über den Wäldern stehn. Das mochte die riesige Linde sein, die neben dem Viehstall wuchs. Als die Sonne sank, stieg ich hinunter und bewunderte ehrfürchtig die ungeheuren Mauern des alten Schlosses. Stare saßen in großen Scharen auf den Bäumen am Paleufer. Sie piffen und schwatzen. Als die Sonne hinter die Wälder hinabtauchte, flogen sie auf die Kronen der höchsten Linden, um ihre letzten Strahlen zu erhaschen. Am nächsten Morgen lag noch stahlblaue Dämmerung über dem Land, als ich aufbrach. Ich wanderte über das große Oberpahlensche Moor. Noch war es braun und tot. Auf der Nordseite der Moorastinseln lag Schnee, doch der war körnig und von der Sonne zerfressen. Der Südrand war freigehtaut. Da lagen die vorigjährigen Kransbeeren — dunkelrot und süß. — Auf dem Gutshofe kam mir ein Mädchen entgegen, das ich fast nicht wiedererkannte, frisch, braun und dick — meine Schwester. Nun folgten herrliche Tage. Am Morgen zur Birkhahnbalz, den Vormittag in der Sonne verschlafen und am Abend zum Schneepfenstreich. Nach dem Abendbrot tanzten wir, bis unsere Tante uns schlafen schickte. So verlief jeder Tag. Und wenn Tante einmal nicht spielen wollte, so holten meine Cousinen Laute und Mandoline hervor. Die Lieder wurden nicht alle bis Mitternacht. Doch um 3 klingelte regelmäßig der Becker. Keinen schönen Morgen wollte ich verschlafen. Nach kurzer Zeit tappte ich die dunkle knarrende Treppe hinunter. Draußen war es still. Die fahlen Wiesen schimmerten im Mondlicht, doch die Sterne begannen bereits zu verblassen. Ich beschleunigte meine Schritte. Heute mußte ich zu Schuß kommen, denn morgen waren die Ferien zu Ende. Die Dämmerung wuchs. Auf dem Moorast zischten bereits einige Gähne. Als ich zu meiner Schutzhütte gelangte, war die Balz in vollem Gang. In nächster Nähe der Hütte kullerten zehn Gähne. Wäre ich doch früher gekommen! Anpirschen auf dem blanken Moor war zwecklos. Sie bemerkten mich und ritten ab. — Die Sonne ging auf. Es wurde eijig kalt. Die Gähne begannen weit hinten auf den Kiefern zu kullern. Ich fror erbärmlich. Plötzlich tauchte ein Gahn hinter einem Moosstümpel auf. Die Kälte war weg. — Ich war ganz Auge. Noch stand er recht weit. „Tschuhuhuh“ — ein zweiter fiel ein. Sie spreizten den Stoß, ließen die Flügel hängen und trommelten leise. Noch zwei Gähne erschienen. „Tschuhhi“ — das klang schon recht böse. Und „Tschuhuhi“ antwortete der andere. Sie sprangen sich an. Federn flogen. Nun waren sie schon auf achtzig Schritt. Zum Schießen zu weit. Fünf und fünfzig Schritt. Ich hob langsam die Flinte. Da plötzlich „kõ arr“, einer schien mich bemerkt zu haben. Er reckte den Kopf und wurde lang wie eine Birne. Alle verstümmten. Mir stockte der Herzschlag. Burr — noch ein Gahn fiel ein. Fünf und dreißig Schritt. Bumm — halte der Schuß. Schwarz-weiß, den Stoß ausgebreitet, lag er auf dem Moos. Aus dem Schnabel tropfte Blut. — Meine Seeligkeit kannte keine Grenzen mehr. Ich sprang durch Lachen und Tümpel, daß das Wasser mir bis unter die Arme spritzte.

(Schluß folgt.)

## Die Sage

### vom „Dänischen Königsland“ auf der Insel Nargön.

Der Wanderer, der an der Ostküste der Insel, im Kiefernwalde, den Strand entlanggeht, hält wohl verwundert inne, wenn er sich unvermutet vor einer lichten, nur mit edlem Laubholz bestandenen kleinen Wiese sieht; unter den Binden, Eichen und Ahorn finden sich hier und da auch verwildete Beerensträucher und Rosengebüsch — wie Zeugen einstiger Kultur. Dies ist das Fleckchen Erde, das der Volksmund als den Garten der dänischen Königstochter bezeichnet, vom Waldesdunkel umwohnt und vom Meere bespült.

Als jüngst auf blum'ger Wiese  
Ich einsam saß und sann,  
Da hob wohl in den Lüften  
Ein leises Klingen an:  
Aus längst entschwund'nen Tagen  
War's eine süße Mär,  
So süß — und ach, so traurig!  
Es ward das Herz mir schwer.  
Von einem Königskinde,  
Das von dem heim'schen Strand  
Auf eine ferne Insel  
Durch harten Spruch gebannt;  
Und hier, wo einst ihr Garten,  
Da konnte man sie schaun,  
Die blonde Nordlandstochter,  
Die holdbeste der Frau'n!  
Es hatt' von ihren Mammen  
Ein kühnes, junges Blut  
Das Aug' zu ihr erhoben,  
Und sie, sie war ihm gut!  
Sie konnt' von ihm nicht lassen,  
Ob auch der König grollt,  
Der einem stolzen Fürsten  
Die Maid vermählen wollt';  
Sie konnt' von ihm nicht lassen,  
Wie man es ihr gebeut —  
So hat sie kosten müssen,  
Daß Liebe lohnt mit Leid.  
„Auf meerumspültem Eiland“ —  
Der König schwor's mit Hohn —  
„Goll sie vergessen hanjen!  
Das sei der Liebe Lohn!“  
Und wie er es gesprochen,  
So ist's alsbald geschah'n,  
Man führte sie von dannen,  
Bergebens war ihr Flehn! —  
Und heimwärts durch die Wogen  
Die Schar der Schiffe zog,  
Vom Mast als letztes Grüßen  
Wohlt fern der Danebrog! —  
Wohl blühten in dem Garten  
Sasmin und Heckenros';  
Es tat sie nimmer freuen,  
Ihr Leid, das war zu groß.  
Und wie die Jahre schwanden,  
Dahin ihr Hoffen schwand:  
Das Herz ist ihr gebrochen  
Da drauß' im fremden Land.  
Verwildert liegt der Garten  
Der blassen Königsmaid,  
Die Seufzer sind verklungen,

Begraben all ihr Leid;  
Doch horch! wenn durch die Wipfel  
Das sanfte Klingen zieht,  
Dann singen Wind und Wellen  
Ihr leis ein Schummerlied.

G. v. St.

## Baltischer Nachklang\*).

Von M. v. Bläse-Hoerner.

Ich hatte einst ein reiches Heimatland;  
In goldenen Ähren stand das volle Korn,  
Die Wälder dehnten sich in dunkler Pracht,  
Die Vöglein sangen drin zur Lenzeszeit . . .  
War es ein Traum?

Ich hatte einst ein liebes Waterhaus;  
Von wald'ger Höhe schaut es stolz ins Land.  
Und Liebe wohnte dort; aus alter Väter Art  
Erbte Treu, und edler Kunstgenuß!  
War es ein Traum?

Ich hatte einst ein eignes schönes Heim . . .  
Aus hohen Fenstern fiel der Sonnenschein  
In lichte, warme Räume; mancher Gast  
Genoß mit Lust, was unser Haus ihm bot.  
War es ein Traum?

Doch daß wir jetzt, wie von dem Wind verweht,  
Zerstrent, verwaist . . . und dennoch: ungebeugt  
In fremden Häusern bieten unsre Kunst,  
Im Vaterland als Feinde angesehen . . .  
Das ist kein Traum.

## Deutschlandfahrt 1928\*\*).

Der erste Teil der Tagung (Prebelow).

Wir waren 20—10 Mädchen und 10 Jungen —, die das Glück hatten, eine Tagung in Deutschland zu erleben. Diese Tagung war vom Jugendpfarrer Wilm ins Leben gerufen worden und auf einer national-christlichen Basis aufgebaut. Sie bestand aus zwei Teilen: der erste Teil — 10 Tage — in Prebelow, in der Nähe von Rheinsberg in Brandenburg, mit reichsdeutschen Mädchen und Jungen; der zweite — 1 Woche — in Grünheide bei Berlin, im Hause eines Balten, des Barons von der Kopp. An der Tagung in Grünheide sollten ausschließlich Balten teilnehmen, reichsdeutsche Mädchen kamen des Raummangels wegen nicht mit, von Jungen nur zwei und außerdem unser Turnwart.

Zu Anfang fühlten wir uns recht ungemütlich unter all dem Reichsdeutschen, sie waren doch anders als wir und als wir sie uns vorgestellt hatten, vor

\* ) Wir entnehmen dieses Gedicht der Zeitschrift „Deutsche Welt“, Heft 11, 1928.

\*\* ) Einige weitere Aufsätze von Teilnehmern der Deutschlandfahrt folgen in den nächsten Heften.

allen Dingen so viel freier und ungezwungener in ihrem Benehmen. In den ersten Tagen sah man Balten mit Balten und Reichsdeutsche mit Reichsdeutschen umhergehen, zu den Mahlzeiten ganz dasselbe Bild. — Nach einmigen Tagen begannen aber die Vorträge, und den Vorträgen folgten Diskussionen. Es wurden aus den Balten 4 Gruppen gebildet: 2 zu je 5 Mädchen und 2 zu je 5 Jungen. Jede Gruppe bekam als Führer (Diskussionsleiter) zwei reichsdeutsche Studenten, die jeden Tag wechselten, um allmählich alle Balten kennenzulernen. Diese Einrichtung erfüllte vollständig ihren Zweck, dank der Diskussion wurde man miteinander so richtig bekannt und kam sich näher. Die Diskussionen trugen immer einen politischen Charakter: die Reichsdeutschen erzählten von der jeweiligen Lage Deutschlands, wir Balten von den Zuständen in unserem Lande. In einem Punkte konnten wir uns nie einigen; das war die Einstellung zur älteren Generation. Die Reichsdeutschen behaupteten immer, daß die ältere Generation an allem schuld sei, wie am Kriege und dem schmachvollen Frieden, so auch an den jetzt in Deutschland herrschenden Verhältnissen. Ihr ständiger Satz war: „Die Alten haben es uns eingebracht, wir müssen es jetzt tragen und zurecht machen.“ Wir dagegen verteidigten unsere ältere Generation, behaupteten, alles von ihr gelernt zu haben und noch vieles lernen zu wollen.

Gleich in den ersten Tagen wurde von Pfarrer Wilm und der Leiterin der Mädchen, Pastorin Schulz, eine Tagesordnung ausgearbeitet. — Wir standen um 7 auf, wobei wir durch Gesang einiger Jungen, die sich dazu gemeldet hatten, geweckt wurden. Die Mädchen turnten dann bis 1/8, die Jungen badeten; darauf badeten die Mädchen bis 8, und die Jungen turnten. Um 1/9 war dann Morgenkaffee. Zu allen Mahlzeiten deckten wir und trankten ab, dabei bestand keine bestimmte Ordnung, es war ganz freiwillig, auch die Jungen halfen oft. Nach dem Kaffee war 1/4 Stunde Pause zum Kräumen der Zimmer, und dann kamen wieder alle zur Morgenwache, die meistens im Freien war, zusammen. Gleich danach hatten wir einen Vortrag politischen Inhalts: Die deutsche Frage, der Kommunismus, die Hauptparteien Deutschlands und ihre Ziele, das Proletariat. Diese Vorträge waren außerordentlich interessant, sehr klar; der Stoff entrollte sich wie ein Bild vor den Augen des Zuhörers. Nach dem Vortrag wurde im Freien, auf dem großen Spielplatz gespielt, unter Anleitung des Turnwarts, Mädchen und Jungen getrennt. Um 12 war Mittag, darauf hatten wir bis 3 freie Zeit, in diesen Stunden mußte es im Hause mäusestill sein, um denjenigen, die schlafen wollten, Ruhe zu gewähren. Natürlich schliefen die wenigsten, die meisten zogen ins Freie: lasen, zeichneten, schrieben Briefe. Ein großer Teil — unsere „Seeräuber“ — gingen rudern. Es stiegen meistens zirka 12 Menschen in ein Boot, und dann ging es mit dem Schaukeln und Spritzen los;

nach Hause kamen die Seeräuber immer vollständig durchnäßt, so daß sie sich von Kopf bis zu Fuß umziehen mußten. In der freien Zeit wurde eine freiwillige Arbeitsgemeinschaft eingerichtet, Pfarrer Wilm hielt religiöse Vorträge, z. B. über die Themen: „Kampf um Gott“, „Christus.“ Anschließend sollten Besprechungen stattfinden, zu denen es aber eigentlich nur einmal kam, da sich wie immer in solchen Fällen viel zu viele einfanden, die eigentlich kein Interesse an der Sache hatten und durch ihre Anwesenheit die Diskussion nicht in Schwung kommen ließen. Von 3—4 war Gesangstunde, in der wir Volkslieder und Lieder der Christusbewegung kennen lernten; wir haben einen großen Schatz von Liedern nach Hause gebracht. Um 4 tranken wir Kaffee. Der Nachmittag war an jedem Tage verschieden eingeteilt. Wir spielten oder tanzten Volkstänze, deren wir auch eine Menge gelernt haben, dann teilte man sich in Diskussionsgruppen und zog in den Wald. Die Diskussionen dauerten meistens 1 1/2—2 Stunden. Um 7 kehrten alle zum Abendbrot heim; kam eine Gruppe zu spät, dann wurde sie mit mißbilligendem Geschwur der Füße empfangen. Das Scharren im Falle des Mißbehagens, das Trampeln bei Ginderständnis, Zustimmung oder Freude war immer ohrenbetäubend, aber zugleich auch herzerquickend. Nach dem Abendbrot hatte man etwas freie Zeit, ein Teil tanzte Volkstänze, der andere ging spazieren oder auch rudern. Um 9 war Abendwache im Freien, um 10 mußten alle im Bett sein, denn dann wurde das Licht im ganzen Hause ausgelöscht. In den ersten Tagen ging man ganz artig um 10 schlafen, später aber genoß man lieber die sternklaren Abende und ging im Dunkeln zu Bett.

Der Aufenthalt in Deutschland hat uns viel für unser Leben gegeben, sowohl für unsere allgemeine Bildung, als auch in religiöser Hinsicht. Wir haben es stark empfinden gelernt, wie viel wir dem Mutterlande schulden. Viele von uns unterhalten bis jetzt rege Beziehungen zu Deutschland, wir korrespondieren mit einigen Vertretern der reichsdeutschen Jugend, die gemeinschaftlich mit uns an der Tagung teilgenommen haben, schicken einander Zeitschriftenauschnitte, Bilder und Photographien. Wir hoffen sehr, daß die Reichsdeutschen im nächsten Sommer zu uns kommen werden, um unser Heimatland persönlich kennenzulernen und somit die Bande, die sich zwischen uns im Sommer 1928 geknüpft haben, zu festigen. Eugenie v. Cube.

## Höhenluft.

Verse und Gedanken von Martha Wegener.

Ein anspruchloses Heftchen Gedichte und Aphorismen, das die Verfasserin im Kommissionsverlag von Ernst Blases in Riga erscheinen lassen und ihren „Weggenossen in dankbarer Erinnerung“ gewidmet hat. Es sind einfache Gedanken, die aus einem schlichten gläubigen und rührend treuen Her-

zen stammen, Gedanken, die sich zusammenfassen lassen in dem Aphorismus, mit dem das Heft schließt: „Die Hauptfache bleibt doch, daß all unser Erleben zu einem Gotteserleben werde, und wir der Vollendung entgegenweisen.“ Von den kleinen Gedichten scheinen mir am besten gelungen: Unser Heim, Ich mag im Herbst nicht sterben, Herbst, Winternacht, Mein Tag ist kurz. Ein Beispiel sei angeführt:

**Herbst.**

Fallende Regentropfen,  
Rötlich gefärbtes Laub,  
Letzte Ästern und Rosen,  
Welltende Herbstzeitlosen,  
Morgen des Windes Raub.

Menschenkind, alles mahnt dich  
An die Vergänglichkeit,  
O, wir müßten verzagen,  
Wüßten wir nichts zu sagen  
Von einer Ewigkeit.

M.

**Leid und Freud der Auslandsdeutschen.**

190. Die deutsche Bevölkerung in Polen ist etwa zu 70 v. H. evangelisch und zu 30 v. H. katholisch.

191. Ungarn hat eine Bevölkerung von rund 8 Millionen. Davon geben laut amtlicher Angabe 551.211 Deutsch als Muttersprache an und bekennen sich somit zum deutschen Volkstum.

192. Der oberste Unterrichtsrat in Rumänien hat dem evangel. deutschen Gymnasium, dann der deutschen Knabenvolksschule und schließlich der Mädchenvolksschule das Öffentlichkeitsrecht verliehen. Diese drei deutschen Anstalten befinden sich in Bukarest.

193. Der Unterricht in der deutschen Sprache in den New Yorker Schulen hat prozentual die größten Fortschritte gemacht, so daß das Deutsche als Unterrichtssprache an zweiter Stelle nächst dem Französischen steht.

194. Von den 20.000 Deutschen in Karpatenland leben ungefähr 12.000 in geschlossenen Gebieten.

**Rätsellede.**

Silberrätsel, zusammengestellt von S. M.

Aus den Silben: — bel — bert — da — da — dar — dau — de — dorf — dorf — el — fel — fer — fried — ge — go — i — im — ka — kä — la — le — len — me — mor — na — ne — nel — neu — ni — o — ra — ra — richs — ring — ru — ste — so — schi — ste — tel — teu — ti — sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. (Mit latein. Schrift zu lösen, da statt ß — ss.)

1. Immergrüne Pflanze.
2. Holzreifer.
3. Männlicher Vorname.
4. Längenmaß.

5. Starke Värm.
6. Bad in Böhmen.
7. Nebenfluß d. Elbe.
8. Böser Geist.
9. Stadt im Regierungsbezirk Wiesbaden.
10. Russische Münzeinheit.
11. General Wallensteins.
12. Kleinliche, mißgünstige Handlung.
13. Bedeutender Bildhauer.
14. Wortspiel.
15. Meerenge.

**Karree Rätsel. Von M. S.**

	1	2	3	
4	5	6	7	8
9	10	11	12	13
14	15	16	17	18
19	20	21	22	23
24	25	26	27	28
		29		

Es sind sechs Wörter nebenstehender Bedeutung zu finden, deren einzelne Buchstaben in die durch Ziffern bezeichneten Karrees gesetzt werden. Sämtliche Buchstaben, im Zusammenhang gelesen, ergeben ein Sprichwort.

(ß = 2 Buchstaben; ä = ae)

**Bedeutung der Wörter:**

1. Stadt in Thüringen. 23 17 10 9 21
2. Ehemaliges deutsches Land. 1 12 22 25 15 28
3. Deutscher Großindustrieller. 2 29 3 27 6 26 4
4. Männlicher Name. 26 20 11 13 19
5. Schmerzhaftes Krankheit. 16 7 8 9 5
6. Längenmaß. 14 18 24 1

**Rätsel von Adelheid Peterson.**

Frisch und rosig prangt es dort —  
Frohe Kinderlust.  
Nimm ein kleines Zeichen fort,  
Und in deiner Brust  
Regt sich's gleich wie Glockenklang  
Auf des Lebens Feiertag.

Auflösung des Quadraträtsels in Nr. 24 (1928).

K	i	n	d
i	s	a	r
n	a	s	e
d	r	e	i

Auflösung d. Buchstabenrätsels von N. S. in Nr. 24 (1928).

1. Alm. 2. Rom. 3. Udo. 4. Ego. 5. Vor. 6. Ida.
7. Jch. 8. Dhr. 9. Zim. 10. Lot. 11. Alm. 12. Rot.
13. Arm. 14. Ton. — „Lodovico il Moro“.

Auflösung des Silberrätsels von Crifa v. Gunnis in Nr. 24 (1928).

1. Eau. 2. Naturalismus. 3. Tinte. 4. Dolgorufi.
5. Elfenbein. 6. Couplet. 7. Kanada. 8. Mu. 9. Neoplatonismus. 10. Geometrie. 11. Venetien. 12. Odenswald. 13. Rakstor. 14. Amati. 15. Löwe. 16. Erbsenfäfer. 17. Rehoboth. 18. Iguassu. 19. Kamerun. 20. Augustusbud. 21. Dante. 22. Unterkiefer. 23. Regiment. 24. Calau. 25. Hinterindien. 26. Celluloid. 27. Horaz. 28. Russow. 29. Frbe. 30. Somali. 31. Timbuktu. 32. Oberon. 33. Passatwind. 34. Hanemann. 35. Chineser. 36. Amaruru. 37. London. 38. Umfaß. 39. Mississippi. 40. Bumerang.

Entdeckung von Amerika durch Christoph Columbus ein-  
tausendvierhundertundzweihundneunzig.

Richtige Lösungen des Silber- und des Quadraträtsels gingen ein von Adelheid Peterson.

## Briefkasten.

**J. Th. in R.** Der „Weilchenstrauch“ ist zwar zweifellos gut gemeint, aber doch nicht druckreif. Vielleicht gelingt nächstens ein Versuch besser!

**U. G. in G.** Ja, wir bitten sogar darum, uns Beiträge in Poesie und Prosa einzusenden. Für einen Abdruck können wir natürlich von vornherein nicht garantieren, aber es wird alles gewissenhaft geprüft. Besten Dank für den freundlichen Gruß, den wir herzlich erwidern.

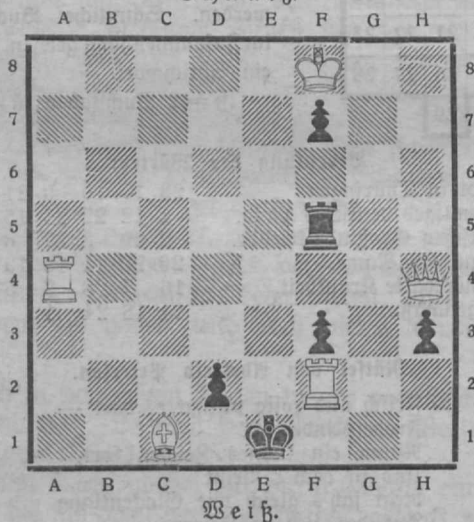
## Schach.

Geleitet von A. Burmeister.

Aufgabe Nr. 20. Von A. Raud (Jellin).

Original der „Herdfammen“.

Schwarz.



Weiß: Kf8, Dh4, Ta4 und f2, Kc1.

Schwarz: Ke1, Tf5, Bb2, f3, f7 und h3.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Der 15-jährige Verfasser der oben abgedruckten Aufgabe erhielt auf dem Altkländischen Schüler-Schachturnier in Narva (29. Dez. 1928—3. Jan. 1929) den dritten Preis.

Lösung der Aufgabe Nr. 18 von J. Raud.

(Nr. 23 der „Herdfammen“ — 1928.)

1. Dd5—d6, Sf1—h3,
2. Eg5:f3 setzt matt.
1. (Dd5—d6), beliebig,
2. D setzt matt.

Richtige Lösungen sandten ein: Eugen Lotzkat, Ewald Karp, stud. techn. B. Tepak, B. Mikenas und Gunnar Friedemann (Rebal), G. Baron Snoring (Ildenfüll), U. Wilpert (Dorpat), Boris Lemonijs (Minkenæs, Dänemark).

Herrn G. Bar. Kt. Besten Dank für die Neujahrswünsche. Die Schachaufgabe von E. B. Cook ist im Diagramm richtig notiert.

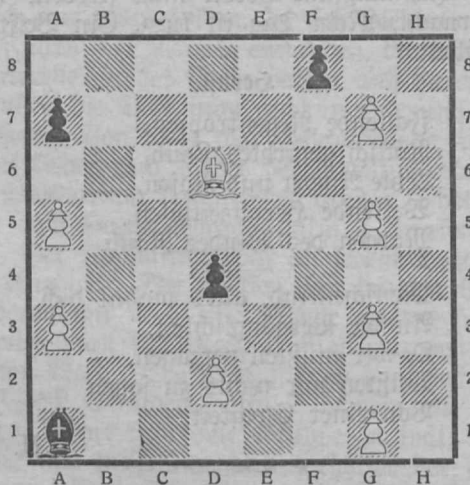
## Damespiel.

Geleitet von A. Burmeister.

Aufgabe Nr. 23. Von Peter Karp (Rebal).

Original der „Herdfammen“.

Schwarz.



Weiß.

Weiß: Dame d6, einfache Steine a3, a5, b2, g1, g3, g5 und g7.

Schwarz: Dame a1, einfache Steine a7, d4 und f8.

Weiß zieht an und beraubt die schwarze Dame und 3 schwarze einfache Steine der Bewegungsfähigkeit.

Die fälligen Lösungen der Damespielaufgaben bringen wir in der nächsten Nummer der „Herdfammen“.

Lösungen und sonstige Beiträge für die Schach- und Damespalte bitte zu adressieren: Rebal, Narvise Str. 26, B. 6, A. Burmeister.

## Zeitschriftenchau.

**Die Woche im Bild.** Nr. 28, 1928. Aus dem Inhalt: Die kleinen Lichte, eine Weihnachtsgeschichte von Mia Munier-Problevska. Winternacht, Gedicht von Siegfried Berggren. Triz, ein Weihnachtserlebnis von U. M. von Rosen. Noch zur rechten Zeit, eine Weihnachtsfresse von R. J. Nimrod. Kampf im Dunklen, Roman von P. Wild (Schluß). Bilanz, eine Silvestergeschichte von W. Neefe. Käselecke, Humor.

**Baltische Blätter.** Nr. 24, 1928. Aus dem Inhalt: Deutsche Studenten als Träger deutscher Kultur. Landwirtschaftliche Berufsausbildung. Minderheitenbewegung und Wissenschaft. Aus der Heimat. Baltische Organisation. Baltischer Verband, Gau Berlin. Internat und Schule Misdroh. Personalien. Bücher und Zeitschriften.

**Baltische Stimmen.** Nr. 18 (1928). Aus dem Inhalt: Auf den Spuren der Hanse. Politische Umschau. Heiliger Abend in Afrika. Fürstenberg, Gedicht von G. v. Hirschheydt sen. Rigaer Chronik.

Abonnements auf die „Herdfammen“ nehmen entgegen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Kaderstr. 12); alle Staatspostanstalten im Inlande, in Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland und Schweden; außerdem: in Arensburg: Wally Sohn; in Dorpat: J. G. Krüger Buchhandl.; F. Bergmann Buchhandl.; in Jellin: Buchhandlung Ring; in Hapsal: G. Keller; J. Koppel; in Narva: A. v. d. Bellen, Welterwall-Str. 16; in Pernau: E. Treufeldt; in Reval: F. Wassermann; Kluge & Ströhm; in Walk: Fr. Nehmann; in Weissenstein: R. Seidelberg; in Ferro: Buchhandlung Songi und die Druckerei Walter Pohlak u. Ko.; in Wesenberg: Frau Monkewicz (Langstraße 41) und die Buchhandlung Joh. Sarap (M. Saar). Dasselbst auch Anzeigenannahme und Verkauf von Einzelnummern.